

Das Bild Maximilians I. in der deutschen Geschichtsschreibung

(Vortrag, gehalten vor der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereines für Steiermark, den 4. März 1954).

Von HERMANN WIESFLECKER

Eine eingehende Darstellung des Maximilianbildes wäre eine Aufgabe von hohem Reiz. Der folgende knappe Versuch vermag die Lösung natürlich nur in Umrissen anzudeuten.

Seit Rudolf I. von Habsburg gab es keinen volkstümlicheren deutschen König als Maximilian I. Beide haben nicht nur die Darstellung, sondern auch die Wertung geradezu herausgefordert; Maximilian in höherem Maße als Rudolf. Beide eröffneten ihrem Haus und dem Reich ein neues Zeitalter: hatte Rudolf I. die Stellung seines Hauses begründet und das Reich in nüchterner Selbstbeschränkung aus den Weiten des staufischen Universalismus zurückgeführt in die engeren Grenzen des deutschen Königtums, so suchte Maximilian I. die jahrhundertlange Enge neuerdings zu sprengen, seinem Haus und dem Reich die imperiale Stellung zurückzugeben.

Etwa drei Jahrhunderte lang stand das Bild Maximilians in der deutschen Geschichte fast unbestritten fest: er galt den folgenden Geschlechtern als der große Kaiser, der die österreichisch-böhmisch-ungarische Großmacht und den Universaldominat der Casa d'Austria begründet habe. Erst der Bruch der alten Reichsentwicklung im 19. Jahrhundert, die Vorbereitung und Errichtung des Zweiten Reiches legte den kleindeutschen Geschichtsschreibern eine Revision des Maximilianbildes nahe. Die neue historische Schau der stark zeitpolitisch orientierten deutsch-nationalen Geschichtsschreibung in Österreich wie im Reich versuchte das Maximilianbild — und nicht nur dies, sondern bekanntlich den Universalismus der Reichsentwicklung insgesamt, insbesondere auch die Entwicklung der habsburgischen Großmacht als „undeutsch“ hinzustellen, was soviel heißen sollte wie „geschichtlich verfehlt“. Maximilian, dessen Persönlichkeit und Werk am Anfang des habsburgischen Reichsuniversalismus steht, wurde Gegenstand heftiger wissenschaftlicher Fehden: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt“, schwankt sein Bild seither in der Geschichte.

Es könnte jemand fragen, was es denn für einen Sinn habe, diese abgestandenen Fehden, diese Abwandlungen des Maximilianbildes über das gesamte Feld der deutschen Historiographie und über die Grenzen der Geschichtsauffassungen hinweg zu verfolgen, zumal sie — teilweise wenigstens — durch die Ereignisse der letzten Jahrzehnte überholt wären. Keineswegs sind alle Streitpunkte überholt. Zum andern entfaltet sich gerade in der vielfachen Spiegelung von Meinungen und Gegenmeinungen die ganze Fülle der Probleme, der politischen Kräfte und Ideen, welche dieser Herrscher in die Welt zu setzen vermochte. Und weiters wurde, wie wir gesehen haben, gerade auch Maximilian dem 19. Jahrhundert zum Zeichen des Widerspruches, an dem sich die politischen Weltanschauungen schieden. So spiegeln uns die Abwandlungen des Maximilianbildes, ähnlich dem berühmten Sybel-Fickerschen Streit um die deutsche Kaiserpolitik des Mittelalters, ein bezeichnendes Stück deutscher Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Es ist naturgemäß unmöglich, dieses Thema, das etwa 20 größere Werke und Aufsätze im einzelnen und annähernd 1000 Abhandlungen insgesamt berücksichtigen müßte, hier in seiner ganzen Breite aufzurollen. Nur gewisse Umrisse und Höhepunkte können angedeutet werden.

Ich habe Ihnen hier selbstverständlich keine Biographie zu bieten und darf die allgemeinen Zusammenhänge als bekannt voraussetzen. Nur einige wenige Tatsachen möchte ich hervorheben, deren Wertung allmählich in den Mittelpunkt des Maximilianstreites geraten ist.

So sehen manche Historiker in der burgundischen Heirat, die Maximilian 1477 mit Maria, der Tochter Karls des Kühnen von Burgund, geschlossen hat, einen Schaden für das Reich, einen Akt der Aggression gegen Frankreich, der nur dem habsburgischen Hausinteresse gedient und die französisch-deutsche Erbfeindschaft heraufbeschworen habe.

Da ist zum andern die Erwerbung der Bretagne, die Maximilian im Wege einer politischen Heirat versuchte. Dieses „bretonische Abenteuer“, das schon Friedrich III. lebhaft mißbilligte, ist immer wieder — und nicht ohne Grund — als Beispiel für Maximilians „schrakenlose Länderspekulation“ herangezogen worden.

Noch bedeutungsvoller war die Heiratsverbindung mit Aragon-Kastilien, welche sich ebenfalls von Burgund aus ergab: 1496/97 wurde der schicksalhafte Ehebund zwischen Philipp dem Schönen und Juana (der Wahnsinnigen) abgeschlossen, als erste der beiden folgenreichen Doppelhochzeiten, die den Universaldominat der Casa d'Austria begründen sollten. Den Gegnern der habsburgischen Großmacht erschien sie als Unglück für das Reich und für Europa. Auch andere, konfessionspolitische Erwägungen etwa, wirkten auf diese Wertung ein.

Mit schweren Vorwürfen überhäufte ein Teil der neueren Historiker Maximilians Italienpolitik. Der Kaiser hatte hier mit wechselnden Koalitionen durch zwei Jahrzehnte gegen die Franzosen und Venezianer gekämpft; gerade auf dem lombardischen Kriegsschauplatz hatte er fallweise schwere Schlappen hinnehmen müssen, und die Vorteile, die er endlich erzielte, schienen nicht bedeutend. Dies alles forderte schon den Spott der Zeitgenossen, viel mehr noch den Tadel der modernen Kritiker heraus. Man übersah allzu leicht, daß Maximilian immerhin einen Zustand des Gleichgewichtes zwischen Frankreich, den italienischen Mächten und dem Reich auf der Halbinsel hergestellt und die französische Vorherrschaft verhindert hatte, die nach den kühnen Vorstößen Karls VIII. gegen Neapel und Mailand drohend bevorstand. Man wird diese Kriege mehr nach dem beurteilen müssen, was sie verhinderten, als nach dem, was sie unmittelbar einbrachten.

Ebensolchen Tadel erfuhr die Ostpolitik des Kaisers von einem Teil der Historiker. Maximilian hatte bekanntlich von seinem Vater Friedrich III. und von Ladislaus Posthumus her gewisse Ansprüche auf die ungarische Krone geerbt; er vermochte sie zwar nicht unmittelbar einzulösen, aber doch weiterhin zu sichern. Schließlich brachte er jene zweite habsburgisch-ungarische Doppelhochzeit zustande, die am Wiener Kongreß von 1515 abgeschlossen wurde und bereits elf Jahre später — völlig unerwartet — den Erbfall Böhmens und Ungarns an das Haus Habsburg begründete.

Bekanntlich hatte Maximilian auf diesem Wiener Kongreß den Jagellonen als Gegenleistung den Thorner Frieden von 1466 bestätigen müssen, der dem Königreich Polen die Lehenshoheit über das Ordensland zugestand. Gewiß ein schmerzliches Kompromiß, allerdings rein formeller Natur! Wie hoch immer man den Wert des Ordenslandes für das Reich anschlägt, man wird darüber nicht vergessen dürfen, daß auch Böhmen ein altes und wichtiges Glied des Reiches war. Während die deutsche Entwicklung des Ordenslandes durch die formelle polnische Lehenshoheit kaum berührt wurde, wie sich später deutlich zeigte, drohte Böhmen über die jagellonische Dynastie dem Reiche völlig zu entwachsen. Es wird kaum zu bezweifeln sein, daß die Abmachungen von 1515 dem Reiche das Königreich Böhmen erhalten haben. Nichtsdestoweniger galten diese Wiener Verhandlungen einem Teil der Historiker langhin als Musterfall der reichsvergessenen, dynastisch-egoistischen Politik dieses Kaisers.

Auch Maximilians Türkenpolitik hat bei verschiedenen Kritikern nicht jenes Verständnis gefunden, das dieser Frage nicht nur vom österreichischen Standpunkt zukommen muß. Man hat wohl gar

behauptet, eine Türkengefahr habe ernstlich gar nicht bestanden, der Kaiser habe damit nur geflunkert.

Zu lebhaften Widersprüchen bot auch die Frage der Reichsreform Anlaß, die 1495 zu Worms begonnen wurde, später aber dem Gegensatz zwischen kaiserlichen und reichsständischen Reformplänen erlag.

Aus alledem ergaben sich die wissenschaftlichen Fehden um die Gesamtleistung des Kaisers: Universales Kaisertum oder national-deutsches Königtum, Reichspolitik oder dynastische Hauspolitik, Expansion oder Konzentration, königliche Zentralmacht oder Fürstenoligarchie, das sind die Probleme, an denen Maximilian positiv oder negativ gemessen wurde. Mehr minder unbestritten blieben nur die großen kulturellen Leistungen des Kaisers, wofür selbst der unerbittliche Tadler Ulmann Worte begeisterter Anerkennung fand.

Es ist bezeichnend, daß gerade die älteren Historiker, welche noch die Realität des alten römisch-deutschen Reiches und seiner Länder aus eigenem Erlebnis kannten, die universale und die nationale Aufgabe, die Reichspolitik und die Hauspolitik des Kaisers keineswegs als Gegensätze empfanden, sondern beides bejahten, beides nebeneinander als recht und notwendig fanden. Schon diese Beobachtung zeigt uns, daß die Gegensatzpaare: universale Kaiserpolitik oder deutsche Königspolitik, Reichspolitik oder dynastische Hauspolitik in diesem Ausmaß wenigstens geistige Konstruktionen des 19. Jahrhunderts sind, welche dem 15. und 16. Jahrhundert in dieser Form unbekannt waren.

Vollends unbekannt waren diese Gegensätze den zeitgenössischen Historiographen des Kaisers, den Humanisten, Grünpeck, Cuspinian, Lazius oder dem biedereren Augsburger Jäger, dem Schöpfer des Ehrenwerkes, ebenso unbekannt deren Epigonen. Dies mag weniger überraschen, wenn man bedenkt, daß sie unter dem überwältigenden Eindruck der glänzenden Persönlichkeit des Kaisers schrieben. — Bemerkenswert erscheint das Urteil des ersten neueren Darstellers, des Norddeutschen Hegewisch, der eine „Geschichte der Regierung Maximilians I.“ 1782 in Hamburg erscheinen ließ. Dieser nüchterne, kritische Vertreter der *historia documentata* des 18. Jahrhunderts erkennt klar, daß Maximilian als Kaiser und Landesfürst von Österreich andere Aufgaben hatte; sie erscheinen ihm aber keineswegs als Gegensätze, sondern als weithin kongruent.

Im Jahre 1824 erschien Rankes „Geschichte der germanisch-romantischen Völker“, die den Ruhm des Großmeisters deutscher Geschichtsschreibung begründen sollte. Darin und in der Geschichte der Reformation ist R a n k e auch an die Maximilianfrage herantreten. Als erster

erhebt er Vorbehalte und gibt dem Maximilianbild eindrucksvolle Lichter und Schatten. Wenn er auch seine Politik als vorwiegend dynastisch, als minder reichsbeftissen hinstellte, so sah er darin doch keineswegs jenen Gegensatz zum Reichsinteresse, den nachmals die kleindeutschen Historiker konstruierten. Allerdings hat auch Ranke späterhin, unter dem Eindruck kleindeutscher Auffassungen diesen Gesichtspunkt fein spürbar verstärkt, ohne damit ein Aburteil zu verbinden.

Ranke bietet uns zwei Lebensbilder des Kaisers, Meisterstücke der historischen Porträtkunst, die Zug für Zug, in Licht und Schatten so wirklichkeitsnahe erschienen, daß sie langhin überzeugten. Sie gehörten früher einmal zum eisernen Bestand unserer Lesebücher; sie mögen für sich selber sprechen:

„Alle guten Gaben der Natur waren ihm in hohem Grade zuteil geworden: Gesundheit bis in die späten Jahre — zwar nicht Schönheit, aber gute Gestalt, Kraft und Geschicklichkeit des Leibes, so daß er seine Umgebung in jeder ritterlichen Übung übertraf; ein Gedächtnis, dem alles gegenwärtig blieb, was er jemals erlebt oder gehört oder in der Schule gelernt hatte; natürlich richtige, scharfe Auffassung: er täuschte sich nicht in seinen Leuten; eine Erfindungsgabe ohnegleichen: alles, was er berührte, ward neu unter seinen Händen; auch in den Geschäften ein das Notwendige mit sicherem Gefühl treffender Geist: wäre die Ausführung nur nicht so oft an andere Bedingungen seiner Lage geknüpft gewesen! Eine Persönlichkeit überhaupt, welche Bewunderung und Hingebung erweckte, welche dem Volk zu reden gab. Was erzählte man sich alles von seinen Jagden, besonders von den Gefährlichkeiten seiner Gamsenjagden im höchsten Gebirge! Er zeigt in allem behenden Mut, gleichsam eine elastische Gegenwart des Geistes. Immer voran findet man ihn, immer mitten im Getümmel der Gefahr! Als einen großen Feldherrn können wir ihn nicht betrachten; allein für die Organisation einer Truppe, für die Ausbildung der verschiedenen Waffengattungen wohnte ihm eine treffliche Gabe bei. Die Miliz der Landsknechte verdankt ihm ihre erste Einrichtung; das Geschützwesen hat er auf einen ganz neuen Fuß gebracht: hier bewährte sich sein erfinderischer Geist am glänzendsten. — Er hatte ein unvergleichliches Talent, die Menschen zu behandeln: man erinnert sich, daß er in hohen Nöten den Unmut der Leute durch die Possen eines Narren beschwichtigte. Die Fürsten, welche seine Politik verletzte, wußte er in persönlichem Umgang zu gewinnen. An den Festlichkeiten der Bürger in den Städten, an ihren Tänzen, ihren Schießübungen nimmt er teil: nicht selten tut er den besten Schuß. Vom Glanz der höchsten Würde war er selber am wenigsten bestochen. Ein einfacher Mann von mittlerer Gestalt, blaß von Gesicht, der auf jedermann einen guten Eindruck

machte, immer bei seiner Sache war und allen Pomp vermied. Alles, was wir von ihm lesen, zeigt eine frische Unmittelbarkeit seiner geistigen Auffassung, Offenheit und Ingenuität des Gemütes. Er war ein tapferer Soldat, gutmütiger Mensch; man liebte und fürchtete ihn. — Und auch in seinem öffentlichen Leben würden wir ihm unrecht tun, wenn wir bei den mißlungenen Versuchen das Reich zu konstituieren, stehen bleiben wollten. Maximilian hat das Reich nicht verabsäumt. In Rom erinnerte man sich noch lange nach ihm, daß er der Kurie gegenüber seine Absicht ins Werk setzte und erst dann um Genehmigung einkam. Er war der letzte König von Germanien, der eben nur deutscher Fürst war. Aber dabei ist doch unleugbar, daß er bei seinem Tun und Lassen noch mehr die Zukunft des eigenen Hauses im Auge hatte, als den Vorteil des Reiches an sich.“

Rankes Urteil, das auf umfassender Kenntnis des historiographischen, kaum des urkundlichen Materials beruhte, galt bis über die Jahrhundertmitte ziemlich unbestritten; wenn auch die Österreicher, wie etwa Mailath (1834), Koch (1846) oder Halthaus (1850) neben der universalen und reichsgeschichtlichen Schau Rankes auch den rein österreichischen Standpunkt stärker hervorkehrten und Maximilian insbesondere als Begründer der habsburgischen Großmacht würdigten.

Seit 1845 ließ der Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivar Chmel zusammen mit seinem Mitarbeiter Lanz die Bände der „Monumenta Habsburgica. Urkunden, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Maximilians I.“ erscheinen. Erfüllt von grundsätzlichem und tiefem Mißtrauen gegen alle Erzeugnisse der historischen „Intuition“ unterstrichen sie die Forderung, daß die Geschichte Maximilians endlich auf breiter urkundlicher Grundlage geschrieben werden müsse. Es bedurfte damals schon keiner besonderen Witterung mehr, um zu erkennen, daß die Beurteilung Maximilians auch nach Feststellung des historisch Tatsächlichen immer problematischer würde, weil die Wertungen — wie die Dinge lagen — immer mehr von Gesichtspunkten der politischen Weltanschauung mitbestimmt würden: so seien von den kleindeutschen Historikern schon deshalb widersprechende Ansichten zu erwarten, weil die deutschen und österreichischen Interessen, so nahe sie zusammenfielen, doch nicht völlig übereinstimmten und vor allem in den Auffassungen der Historiker noch weiter auseinanderklafften als in Wirklichkeit.

Lanz hat im Einleitungsband der Monumenta Habsburgica II die Grundlinien der Maximilianischen Außenpolitik zu ziehen versucht: er vertritt die Auffassung, daß Maximilian infolge seiner Lage gezwungen gewesen sei, die Stellung des Kaisertums durch Mehrung der Hausmacht zu verstärken, dem Kaisertum eine stärkere dynastische Grundlage zu

geben. Ein also gestärktes Kaisertum hätte dem Reich am ehesten einen gewissen gesamtstaatlichen Zusammenhalt geben können. Das erstmal war, noch unbeeinflußt vom folgenden Meinungsstreit, der Gedanke ausgesprochen, daß die Hausmacht die notwendige Grundlage der Kaiser-macht gewesen sei und daß die aktive äußere Politik Maximilians das Reich gesammelt und zu europäischer Geltung zurückgeführt habe. Gleichwohl zeigte sich Lanz nicht blind für die Schwächen und Mißerfolge der sprunghaft verfolgten allzuweit gesteckten Ziele des Kaisers.

Hatten Chmel und Lanz versucht, die Maximilian-Forschung auf den festen Boden der Tatsachen zu stellen, so geriet sie nichtsdestoweniger alsbald in den Bannkreis des berühmten Sybel-Fickerschen Streites um die Italienpolitik bzw. Ostpolitik der Römischen Kaiser und damit in den Bannkreis der politischen und religiösen Geschichtsanschauungen. Der Vortrag Sybels über „die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit“ (1859) hatte bekanntlich diesen Streit ausgelöst. Die Erwiderung Fickers über „Deutsches Königtum und Kaisertum“ eröffnete jenen heftigen jahrzehntelangen wissenschaftlichen Krieg, der alsbald stark zeitpolitischen Einflüssen unterlag. Es gerieten nicht nur Schulen und Gelehrte der verschiedenen Richtungen teilweise hart aneinander, es gellten auch Laienstimmen störend dazwischen, so daß im allgemeinen Lärm die Klarheit allmählich völlig unterging. Ähnlich begannen sich auch in der Maximiliandeutung die Geister alsbald in stürmischer Zustimmung oder leidenschaftlicher Verwerfung zu scheiden.

In dieser Luft entstand und erschien 1864 Klüpfels „Maximilian I.“; er war das natürliche Kind der Sybelschen Ideen. Klüpfel hat den Kaisertumsstreit auf Maximilian übertragen. Auf das schärfste tadelt er Maximilians allzu eifrige Länderspekulation in Burgund und in der Bretagne; er schiebt dem Kaiser die Hauptschuld am Scheitern der Reichsreform in die Schuhe; der Kaiser hätte sich nach seiner Auffassung mit den Ständen in die Reichsgewalt teilen müssen. Konstitutionell-liberale Gegenwartsgesichtspunkte fließen Klüpfel offensichtlich in die Feder. Wie heilsam, meinte Klüpfel, wäre es für das Reich gewesen, wenn neben Maximilian Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen an die Spitze eines Reichsrates getreten wäre und Karl V. genötigt hätte, die Reformation einzuführen. Maximilians Heirats- und Erwerbspolitik hätten dem Reich nur geschadet, die ungarisch-böhmische nicht weniger als die spanische: Maximilians sprichwörtliches Glück im Ehestiften sei für das Reich ein Unglück gewesen.

Die Ansichten von Klüpfel hat im Grund auch Gothein übernommen und vor allem geistesgeschichtlich zu begründen versucht. Zum Durchbruch aber verhalf ihnen der Greifswalder Professor H. Ulmann

mit seinem zweibändigen „Maximilian“ (1884/91). Ulmann hat sein Werk auf eine breite urkundliche Basis gestellt; dies war ein bedeutender Fortschritt. Gleichwohl war es die scharfprofilirte kleindeutsche Schau, die seinem Werk den besonderen Charakter gab. Ulmann fuhr im Kielwasser Sybels. An einer deutschen Politik wäre Maximilian nichts gelegen gewesen; er hätte das Reich nur im Munde geführt, in Wirklichkeit aber nur die Vergrößerung der Hausmacht im Auge gehabt; Deutschland wäre für ihn nur das Anhängsel des zur Weltmacht drängenden Hauses Habsburg gewesen; dynastische Gesichtspunkte hätten Maximilian jegliches Verständnis für die Lebensfragen des Reiches verhüllt. Ulmann sieht das Heil des Reiches in jener Zeit nicht in der Verstärkung der kaiserlichen Macht, sondern im Ausbau der reichsständischen Einrichtungen, in der „Bildung eines Bundesstaates“; dies wäre die natürliche Entwicklung der Reichsverfassung gewesen. Aber, so muß man dagegenfragen, wären die Fürsten eher willens und imstande gewesen, einen Bundesstaat mit der unentbehrlichen zentralen Führung aufzubauen oder der Monarch? Ging es den Fürsten nicht eher darum, die kümmerlichen Reste kaiserlicher Macht zu beseitigen? Galt ihre einzige Sorge nicht der „Libertät“, worunter sie völlige staatliche Ungebundenheit, territoriale Souveränität verstanden?

Hatte Ulmann seine Auffassung in vornehmer Form dargeboten, so ging Bezold in seiner 1890 erschienenen „Geschichte der deutschen Reformation“ im Tonfall der Kritik über das sachlich harte Urteil weit hinaus, ohne indes neue Tatsachen bieten zu können. Er läßt auch am Charakter des Kaisers kein gutes Haar: „Hinter der scheinbaren Ungezwungenheit des Kaisers, der wie kein anderer aus der kraftvollen Treuerzigkeit der deutschen Sprache und Sitte Kapital zu schlagen wußte, barg sich jene unfaßbare Treulosigkeit, welche man in Deutschland hergebrachter Weise als das vornehmste Laster der Welschen brandmarkte.“ — Bitter beklagte Bezold die Bestätigung des Thorner Friedens durch den Kaiser. Gewiß, ein schmerzlicher Verzicht! Aber Bezold vergaß dagegen die Rückgliederung Böhmens in Rechnung zu setzen, das ein altes und unschätzbare Glied des Reiches war und eben damals an die Jagellonen verloren zu gehen drohte. — Während die Kleindeutschen im Nordosten von den alten Kaisern fallweise eine Rahmenherrschaft und Kolonisation bis an die Düna und Weichsel forderten, waren sie geneigt, die Fortschritte der Habsburger im Südosten als Schaden für das Reich zu empfinden.

Im Gefolge Ulmanns bewegten sich die sehr gemäßigte Darstellung von Heyck, die Ausführungen von A. Walther, von denen noch zu reden sein wird, auch mancher Österreicher und der große Haufen

der popularisierenden Epigonen, die im neuen Deutschen Reich ihre Geschichtsdeutung bestätigt sahen.

Von Anfang an erhoben sich gegen die kleindeutsche Auffassung die Stimmen rheinländischer, süddeutscher und vor allem österreichischer Historiker. Auch sie gingen ohne Zweifel von historischen „Wünschbarkeiten“ aus, von politischen Gegenwartswünschen, die als Wertmesser auf die Vergangenheit übertragen wurden. Aber diese großdeutschen Wünschbarkeiten hatten in diesem Fall den Vorteil, den zu beurteilenden historischen Begebenheiten näherzustehen und daher eher den Kern der Sache zu treffen. Die Romantik hatte insbesondere im katholischen Deutschland den universalen Reichsgedanken des Mittelalters neu belebt, der im Reich der Habsburger auch über 1866/71 hinaus neben dem österreichisch-ungarischen Staatsbewußtsein lebendig blieb.

Die Großdeutschen verwiesen fast einstimmig darauf, daß universale Kaiserpolitik und nationale Königspolitik, Reichspolitik und Hausmachtsstreben zu Maximilians Zeiten so gut wie eins gewesen seien. Schon Chmel und Lanz hatten in diese Richtung gewiesen. Ebenso Krones, der in seinen Darstellungen der österreichischen Geschichte sich ziemlich eng an das ausgewogene Urteil Rankes angeschlossen: von Anfang habe sich Maximilian an Karl dem Großen ein Vorbild genommen und den christlichen Weltstaat nach mittelalterlicher und humanistischer Auffassung für das höchste Ziel seines Lebens gehalten. Auch Krones anerkennt die dynastischen Antriebe Maximilians; die starke Hausmacht erscheint ihm jedoch als das einzige Mittel zur Kräftigung der Königsgewalt und damit zur Erneuerung des Reiches.

Am lebhaftesten und entschiedensten trat Joh. Janssen in seiner Deutschen Geschichte für die Leistungen Maximilians ein; er verschließt die Augen gegenüber den Schwächen des Kaisers so gut wie ganz. Wohl anerkennt auch er die dynastischen Motive, aber er beurteilt sie durchaus positiv; ja, er sieht die Politik des Kaisers in der Hauptsache „national“: wie mit einem Schilde habe Maximilian das Reich rings mit habsburgischen Ländern abgeschirmt; daher hätten die Habsburger in den folgenden Jahrhunderten gegen Türken und Franzosen fast durchaus die Schlachten des Reiches geschlagen, indes sich die binnendeutschen Territorien hinter diesem festen Schild ruhig hätten entwickeln können. — Nicht an den äußern Feinden sei Maximilians Reichspolitik gescheitert, sondern an der egoistischen Einstellung der deutschen Fürsten, welche nur ihre eigenen territorialen Sonderinteressen gekannt hätten; sie hätten den mörderischen Einfällen der Türken herzlos zugesehen, weil sie zunächst die österreichischen Erbländer betrafen; ebenso hätten sie die Franzosenkriege und den Abfall der Eidgenossenschaft als eine

Sache des Hauses Habsburg hingestellt. Auch in der Frage der Reichsreform tritt J. Janssen den Auffassungen Rankes entschieden entgegen, der die Reichsstände, insbesondere den Erzkanzler Berthold von Henneberg, durchaus von nationalen Motiven geleitet sehen möchte. Ihre einzige Sorge habe der „Libertät“, dem Widerstand gegen die wachsende Macht des Kaisers gegolten. J. Janssen hält die Fürsten einer Reichsreform, der Schaffung wirksamer gesamtstaatlicher Einrichtungen weder willig noch fähig. Gewiß hat er manches Urteil allzu schroff hingestellt. Aber werden der Ablauf der Reichsgeschichte des hohen und späten Mittelalters denkend verfolgt, wird ihm in dieser Frage zustimmen. — Weit mehr als die Politik der Fürsten sei jene des Kaisers „national“, d. h. reichs-erneuernd gewesen: Maximilian habe die überschüssige Jugendkraft des deutschen Volkes, welche sich vorher in inneren Kriegen, Fehden und Aufständen reichszerstörend ausgetobt habe, glücklich nach außen gelenkt, habe dem Reich wieder hohe Ziele gesetzt und dem deutschen Volk sein Selbstbewußtsein zurückgegeben. Entschieden tritt J. Janssen für Maximilians Kriegspolitik gegen Frankreich in Burgund und Italien ein: Auf Italien beruhte die Macht Mitteleuropas. Die Intervention Maximilians gegen das Eindringen Frankreichs in die Halbinsel sei ein Gebot der deutschen Selbsterhaltung gewesen. — Behält J. Janssen damit im Grunde nicht recht? Hätte es sich Maximilian leisten können, tatenlos zuzusehen, wie Frankreich und Spanien, ja sogar die Eidgenossenschaft ihre Hände auf Italien legten? Wäre dies nicht einer vollen Kapitulation des Reiches im Angesicht Europas gleichgekommen? Gilt ähnliches nicht auch von der Türkenpolitik des Kaisers, wenn er der beschworenen kaiserlichen Pflicht als „Schützer des Glaubens“ entsprechen wollte? Mit Recht verweist J. Janssen auf die Zustimmung, welche die Politik des Kaisers in breiten Kreisen des Volkes, der Gebildeten, ja sogar bei einigen Fürsten gefunden habe; ein Beweis dafür, daß sie den Anschauungen und Bedürfnissen der Zeit entsprach.

Entschiedensten Widerspruch erfuhren die Bände Ulmanns aus der Feder Bachmanns (1885). Bachmann griff vor allem die Grundfrage der Reichsreform auf. Trotz seiner liberalen Einstellung sieht Bachmann allein in einer kraftvollen Monarchie das Heil des Reiches in jener Zeit, wogegen er die Stände für das reichszerstetzende Element hält. Den Lobrednern des reichsständischen Reformprogrammes hält Bachmann das fatale Beispiel der polnischen Adelsoligarchie vor Augen. Man wird ihm recht geben müssen, daß damals ein monarchisches Haupt in höherem Maße interessiert, berufen, gewillt und befähigt war, in dem Reich die notwendigen Reformen durchzuführen als ein vielköpfiges reichsständisches Kollegium. Bietet doch die ganze deutsche Geschichte den

durchlaufenden Beweis dafür, daß sich die fürstliche Oligarchie den großen politischen Aufgaben des Reiches fast durchaus versagte, und daß die Lösung des Reichsproblems nur durch die Schaffung einer stärkeren Zentralmacht hätte gefunden werden können. — Bachmann faßt zusammen: Ulmann biete wohl eine Reihe von Einzelzügen, aber kein richtiges Gesamtbild Maximilians. Die vorgefaßte Abneigung gegen das Werk des Kaisers und gegen den habsburgischen Großstaat sei das eigentliche Hindernis, ihn zu verstehen und gestalten zu können; denn eine gewisse innerliche Verwandtschaft zu den Problemen sei eben nötig und vertrage sich sehr wohl mit Objektivität, wie die nationale Geschichtsschreibung aller Völker beweise.

J. Janssen, Ulmann und Bachmann bezeichnen Höhepunkte des Streitens um das Maximilianbild. A. H u b e r bemühte sich dagegen in seiner Geschichte Österreichs (1888), neuerdings eine mittlere Linie zu gewinnen, wenn er auch im Grundsätzlichen den Ansichten von J. Janssen und Bachmann folgte: In den Reichsreformvorschlägen der Fürsten sieht auch Huber nichts anderes als eine Abschaffung der Monarchie auf gesetzlichem Wege und deren Ersatz durch eine Fürstenoligarchie. Man könne den Kaiser nicht tadeln, wenn er sich weigerte, „sich an Händen und Füßen binden zu lassen“; weder vorher noch nachher hätten die Fürsten ihre Befähigung zum Reichsregiment bewiesen. Im ganzen habe der Kaiser ein richtigeres Gefühl besessen für die Erneuerung des Reiches als die Fürsten. Ihr Widerstand vor allem habe die außenpolitischen Mißerfolge des Kaisers verschuldet, nicht seine verfehlten Pläne; mit Recht habe er hoffen dürfen, dem Reich durch äußere Erfolge seine Stellung in Europa zurückzugeben. — Man wird dieser Meinung einiges Gewicht beimessen müssen, wenn man bedenkt, wie Österreich späterhin aus den siegreichen Türkenkriegen zur europäischen Vormacht aufrückte; selbst dann, wenn man die Beweiskraft historischer Beispiele nicht anerkennt.

In dieser Reihe verdienen noch das Wort Max Jansen und K. K a s e r, die fast gleichzeitig und unabhängig von einander zu ähnlichen Auffassungen kamen und einige neue Gesichtspunkte ins Treffen führten. Beide betonen die Einheit von Hausmacht und Kaisermacht; es dürfe nicht übersehen werden, daß Maximilian die Mittel zur Kriegführung gegen Franzosen, Venezianer und Türken zum größten Teil aus seinen Erbländern gewonnen habe; er habe dem Reich mehr aus den habsburgischen Ländern zugeschossen, als er vom Reich erhalten habe. Erstmals wird auf wirtschaftsgeschichtliche Momente hingewiesen: unabsehbar wären die Nachteile für den süddeutschen und rheinischen Handel gewesen, wenn Italien französisch geworden wäre. — Darin liege

die Tragik Maximilians, meint Kaser, daß die drohenden Gefahren deutscher Nation vor seinem Blick entschleiert lagen, daß ihn aber die „Kurzsichtigkeit und Lauheit der übrigen politischen Faktoren Deutschlands an erfolgreicher Abwehr verhinderte“.

Die Darstellungen der österreichischen Reichsgeschichte Uhlirz, Luschin, Mayer-Kaindl und Hantsch bewegten sich seither im allgemeinen auf der Linie, die Ranke, Krones, Janssen, Bachmann, Huber und Kaser vorgezeichnet hatten, während das Ausland aus naheliegenden Gründen eher den Auffassungen von Ulmann zuneigte.

Diese Auseinandersetzungen um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts haben die Erkenntnis ohne Zweifel gefördert, wenn sie es auch teilweise darin fehlen ließen, die Vergangenheit in ihrer zeitlichen Bindung zu verstehen und den Gang der Dinge genetisch und frei von jedem Gegenwartswunschbild zu betrachten. Mit grimmigem Humor hatte Jacob Burckhardt, der dem Kaisertumsstreit gleichsam aus der Loge zusah, einmal gemeint, es wäre allerdings alles ganz anders gekommen, wenn die alten Kaiser damals schon solche Denker bei Hofe gehabt hätten, wie es die neueren Kritiker seien.

A. Walther unternahm es, in einem Aufsatz über die „Neuere Beurteilung Kaiser Maximilians I.“ (1912) die Wertung auf die objektive Ebene zu verschieben, indem er die Frage aufwarf, ob der Kaiser „realpolitisch richtig“ gehandelt habe. Walther kommt zu einem entschiedenen Aburteil: der Kaiser habe die „Expansion“ der „Konzentration“ vorgezogen und damit realpolitisch falsch gehandelt, seine Politik sei über das natürliche Sicherheitsbedürfnis weit hinausgegangen und „aggressiv im höchsten Grade“ gewesen; von einer bewußten und konsequenten inneren Politik könne bei Maximilian nicht die Rede sein. — Behauptungen solcher Art wirken, auch verglichen mit kleindeutschen Auffassungen, als übertrieben. Die logistischen Vereinfachungen Walthers kommen der Vielfalt der Tatsachen meines Erachtens viel weniger bei als die älteren großdeutschen und kleindeutschen Darstellungen, welche neben einer gewissen Tatsachentreue klare Standpunkte und klare Konturen aufweisen. So vermochte Walther das Problem weit nicht so zu fördern, wie er es erwarten ließ.

In den Spuren der Meister folgte beiderseits der große Haufen der Epigonen, welche die akademisch vorgetragenen Gegensätze volkstümlich vergrößerten. Den einen erschien Maximilian als politischer Phantast, Träumer und Abenteurer. Schon der Kaisertumsstreit hatte vorzüglich in Laienköpfen die Gemeinplätze ausgebildet, daß nur den norddeutschen Dynastien national-deutsches Empfinden, gesunder Wirklichkeitssinn, bodenschweres Kolonistenblut zu eigen sei, während die süddeutschen

Geschlechter gerne als „Träumer“, als „flatternde Romantiker“, als „schweifende Abenteurer“ hingestellt wurden. So erging es den Stauern im Vergleich mit den Welfen; ähnlich den Habsburgern im Vergleich mit den Hohenzollern. (Kamen übrigens nicht auch die Welfen und Hohenzollern aus dem Süden?) Diese vorgeprägte Meinung wurde auch auf das Maximilianbild übertragen und mußte sogar zu Buchtiteln erhalten („Maximilian, der Träumer vom Reich“). Andererseits versuchte der Chor der Panegyriker den Kaiser mit dem nationalen und menschlichen Heiligenschein zu umgeben. Der Streit war so sehr in den Bereich der politischen Geschichtsanschauung abgeglitten, daß eine Annäherung der Urteile zunächst nicht zu erwarten war.

Seither haben die beiden Kriege die zwiefachen Maßstäbe zerbrochen. Früher schon hatte H. Srbik, dessen gesamtdeutsche Geschichtsanschauung den Problemen der alten Reichsgemeinschaft jedenfalls mehr entsprach als jede andere, mit Nachdruck eine gerechtere Wertung der österreichischen Leistungen für das Reich vertreten. Er forderte, daß doch endlich auch Habsburg mit dem gleichen Maß gemessen werde wie Hohenzollern. Man müsse endlich anerkennen, daß alle Dynastien Hausmachtspolitik getrieben hätten und daß kaiserliche Hausmacht für Volk und Reich notwendig war und daß der habsburgische Universalismus — trotz mancher Kehrseiten und trotz endlichem Erliegen — dem Reich langhin sein Einheitsband erhalten habe.

In der Tat beginnen sich auch in der Maximilianfrage die Urteile allmählich zu nähern. Die neueren Darstellungen Maximilians bei W. Andreas etwa, bei G. Ritter oder bei F. Baethgen bewegen sich bereits auf einer mittleren Linie. Das Beste an diesen Darstellungen ist die konsequente Rückkehr zur Beurteilung des Kaisers aus den Bedingungen seiner Zeit, die entschiedene Abkehr von allen unhistorischen Wünschbarkeiten: Hausmacht und Kaisermacht werden im allgemeinen in ihrer notwendigen Wechselwirkung verstanden. Die „kühne und glänzende“ Außenpolitik des Kaisers (Ritter) wird nach ihren Gesamtergebnissen, nicht nach einzelnen Rückschlägen beurteilt; die positiven Rückwirkungen auf das Reich werden — trotz berechtigter Einschränkungen — nicht übersehen. Das Weitausholende, scheinbar Unstete der kaiserlichen Politik wird aus der verhängnisvollen Mittellage des Reiches und der entsprechenden Verwicklung in alle Probleme Europas, aus den weitverzweigten Fronten der habsburgischen Hausinteressen und ganz allgemein aus der gesteigerten politischen Aktivität des Kaisers richtig verstanden und nicht einfach als Phantasterei oder Abenteuer abgetan. Übereinstimmung herrscht über das steigende Ansehen des Reiches unter diesem Kaiser: „Das deutsche Nationalgefühl hat sich noch einmal, wie

so oft in den vorausgehenden Jahrhunderten, an der heiligen Flamme der christlich-universalen Ideen entzündet und hat sich kraftvoll und echt entwickelt und dauernde fruchtbare Wirkung geübt“ (Baethgen). Die Neubelebung der Kaiseridee, wie man sie nach der kraft- und würdelosen Regierung seines Vaters nicht mehr hätte für möglich halten sollen, war die stärkste Wirkung seiner Herrschaft (Ritter). In der Tat, die universale Reichsidee, das einzig verbleibende Einheitsband des Reiches, stieg verjüngt wie der Phönix aus der Asche.

Wir stehen am Ende unserer Betrachtung, die bei der knapp bemessenen Zeit nur flüchtig und gedrängt sein konnte. Zum Abschluß einige wenige Sätze der Zusammenfassung:

Alle Anzeichen sprechen dafür, daß sich die Urteile noch weiter annähern, wenn auch die widerspruchsvolle Terminologie aus den Zeiten des Streites, die alle Abstufungen vom Genie bis zum Dummkopf durchläuft, sich noch langhin erhalten wird gemäß dem Gesetz der Trägheit, das bekanntlich literarischer Tradition in besonderem Maße eignet. Wir werden in der Frage weiterkommen, wenn wir nicht den zweiten Schritt vor dem ersten versuchen, wenn wir anstatt der allzu betonten „Schau“ zunächst die quellenmäßige Feststellung des Tatsächlichen fördern, wenn wir weiterhin den Kaiser und sein Werk in den realen und geistigen Bindungen seiner Zeit zu verstehen trachten, ohne ihn je wieder nach Gegenwartsmaßstäben korrigieren zu wollen. Gerade die universalen Strebungen des Kaisers gehören zur Weltanschauung seiner Zeit, zum Wesen der Reichsgeschichte. Man wird sie nicht aus dem Zusammenhang reißen und beliebig zugunsten aktueller (nationalstaatlicher) Gedankengänge verurteilen dürfen, wenn man nicht einen verhängnisvollen Anachronismus verschulden will.

Hätte der Kaiser den universalen Beruf des Reiches ablegen können zu einer Zeit, als die neuerweckte Antike nach dem Weltkaiser rief, als die Kirche neuerdings den defensor fidei wider den Halbmond anrief, als Frankreich sich an alten Reichsrechten in Burgund und Spanien vergriff? Bei der damaligen Lage der Dinge war die universale und dynastische Kaiserpolitik eben weithin die nationale Königspolitik.

Wie lautete wohl das Urteil der Tadler, wenn Maximilian die universalen und dynastischen Strebungen abgetan und sich nach ihrem Rat „weise beschränkt“ hätte; wenn er Burgund und Italien samt der Kaiserkrone den Franzosen überlassen hätte; wenn er Ungarn und Böhmen den Jagellonen oder gar den Türken eingeräumt und das deutsche Reichsregiment völlig den Fürsten überlassen und sich mit der Herrschaft und der Gemenjagd in seinen Erbländern begnügt hätte? Wir werden nicht vergessen dürfen, daß Maximilian seiner Zeit keineswegs

das Gesetz des Handelns vorschrieb; er stand nicht als Störefried inmitten einer friedseligen Welt, sondern war ringsum von angriffslustigen, hochgerüsteten jungen Staaten umgeben. Man wird demnach vor allem darnach fragen müssen, was Maximilians Politik verhütete; weniger darnach, was sie unmittelbar einbrachte.

Gewiß deckten sich die dynastischen Strebungen nicht durchaus mit den Interessen des Reiches, aber doch weithin. Kaum wird sich behaupten lassen, daß es der Kaiser bei seinen dynastischen Erwerbungen an seinen Pflichten und Leistungen für das Reich habe fehlen lassen. Es scheint sich nun allmählich die Einsicht abzuklären, daß alle Dynastien des Reiches, zumal wenn sie die Krone trugen, Hausmachtspolitik trieben und treiben mußten.

Das Urteil über Maximilian wird stets auch davon abhängen, wie man Österreichs Leistung für das Reich und für Europa bewertet. Für jene, die in Groß-Österreich ein nationales Unglück für das Reich oder einen europäischen „Völkerkerker“ erblicken, ist auch das Urteil über Maximilian vorweg fertig. Allem Anschein nach bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß es nicht angeht, ganze Jahrhunderte unserer geschichtlichen Entwicklung einfach zu ächten.

Wer wollte sich den politischen und kulturellen Äußerungen des habsburgischen Universaldominates in Österreich, Deutschland und Spanien völlig verschließen? So lange währende geschichtliche Abläufe vollziehen sich ohne Zweifel sinnvoll. Denn nicht ein einzelner Herrscher, nicht Maximilian allein, der den habsburgischen Universalismus begründete, hätte geirrt; wir müßten als Urheber dieses Irrtums die ganze Generationenreihe von Otto dem Großen über die Ottonen und Staufer anklagen (wie es tatsächlich geschehen ist).

Wird man den Begründer des habsburgischen Großreiches, das durch 400 Jahre wenn nicht die beste, so doch die dauerhafteste politische Ordnung Mitteleuropas darstellte, als einen politischen Tunichtgut und Phantasten abtun dürfen, dem „realpolitischer Sinn“ gefehlt habe?

Johannes Haller, der die Italienpolitik der deutschen Kaiser so positiv beurteilt hatte, kommt gegenüber Maximilian — überraschenderweise — zu einem entschiedenen Aburteil: das Leben Maximilians sei nichts anderes als eine Kette verfehlter Unternehmungen; nur deshalb scheine es nachträglich wie die planmäßige Aufrichtung einer neuen Weltmacht, weil ihm das Glück ohne sein Zutun Gewinne zugeworfen habe, die sein Haus in der nächsten Generation an die Spitze der europäischen Staatenwelt erheben sollten. Man wird dem kaum zustimmen können; man wird überlegen müssen, welche Fülle von Möglichkeiten des Kaisers kunstvolle und vielseitige Politik seinem Haus eröffnete. Ent-

sprach es da nicht dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit, daß die eine oder andere von den vielen Möglichkeiten sich verwirklichen mußte? — Glück? — Haben nicht alle großen historischen Gründungen des Glückes bedurft?

Wir kehren allmählich zu Rankes ausgewogenem Urteil zurück, das den dynastischen, nationalen und universalen Strebungen des Kaisers gleichermaßen gerecht wird:

„Maximilian hat das Reich nicht verabsäumt. Er war der letzte König von Germanien, der eben nur deutscher Fürst war. Aber dabei ist doch unleugbar, daß er bei seinem Tun und Lassen noch mehr die Zukunft des eigenen Hauses im Auge hatte . . . Die Macht, die sich bildete, kam unter Maximilian noch nicht zu voller Erscheinung. Aber dadurch, daß er die fürstlichen Gerechtsame so in den Niederlanden wie in Österreich aufrecht erhielt, von dort die Franzosen, von hier die Ungarn abwehrte, daß er die große spanische Erbschaft herbeiführte, zu der ungarisch-böhmischen den Grund legte, ist seine Tätigkeit doch von dem größten Einfluß auf die folgenden Jahrhunderte gewesen. Wie ganz anders als damals, da sein Vater von Österreich verjagt, er selber in Brügge gefangen war, standen seine Enkel! Nie hatte ein Geschlecht großartigere, umfassendere Aussichten . . . In Maximilian lebte ein höchst lebendiges Vorgefühl der kommenden Dinge, von dem sein Tun und Lassen beherrscht ward, und all das Scheinbar-Unstete, Geheimnisvolle, Persönlich-Einseitige seiner Politik herrührt. Er hat nichts zu vollbringen: er hat nur das Zukünftige vorzubereiten.“

Eingehendere Literaturangaben und Zitate müssen einer ausführlicheren Behandlung des Problems vorbehalten werden. Im folgenden werden nur die hauptsächlich benützten Arbeiten angeführt:

W. Andreas, Deutschland vor der Reformation. Stuttgart 1932¹ und 1948⁵. — F. Baethgen, Europa im Spätmittelalter. Berlin 1951. — A. Bachmann, Zur deutschen Königswahl Maximilians I. in Arch. Österr. Gesch., Band 76 (1890). — F. v. Bezold, Geschichte der deutschen Reformation. 1900. — J. Chmel, Monumenta Habsburgica. Urkunden, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit. 3 Bände, Wien, 1854 ff. — A. Dopsch, Die Weststaatspolitik der Habsburger im Werden ihres Großreiches von 1477—1526. Festschrift für Srbik, „Gesamtdeutsche Vergangenheit“. München 1938. — E. Gothein, Politische und religiöse Volksbewegungen vor der Reformation. Breslau 1878. — J. Haller, Von den Staufern zu den Habsburgern. Sammlung Götschen, Band 1077. Berlin 1943. — K. Haltans, Geschichte Kaiser Maximilians I. Leipzig 1850. — H. Hantsch, Geschichte Österreichs bis 1648. Graz-Wien 1951³. — O. Hegewisch, Geschichte der Regierung Kaiser Maximilians I. 2 Teile. Hamburg 1782. — E. Heyck, Kaiser Maximilian I. Monographien zur Weltgeschichte. Leipzig 1897. — A. Huber, Geschichte Österreichs, 3. Bd., Gotha 1888. — Johannes Jansen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des

Mittelalters, 1. Bd., Freiburg 1878. — Max Jansen, Kaiser Maximilian I. (Weltgeschichte in Charakterbildern II). München 1905. — K. Kaser, Die auswärtige Politik Kaiser Maximilians I., MIÖG, Band 26 (1905). — K. Kaser, Deutsche Geschichte zur Zeit Maximilians (Deutsche Geschichte im Ausgang des Mittelalters II). Stuttgart-Berlin 1912. — K. Klüpfel, Kaiser Maximilian I. Leipzig 1864. — F. Krones, Die österreichisch-böhmischen und ungarischen Länder im letzten Jahrhundert vor ihrer dauernden Vereinigung 1437—1526. Wien 1864. — F. Krones, Handbuch der Geschichte Österreichs, Band 2, Wien 1877. — K. Lanz, siehe Chmel. — J. Mailath, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, Wien 1854¹. — L. v. Ranke, Geschichte der romanischen und germanischen Völker. Leipzig 1824. — L. v. Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Leipzig 1868. — G. Ritter, Die kirchliche und staatliche Neugestaltung Europas im Jahrhundert der Reformation und der Glaubenskämpfe in: Die Propyläen-Weltgeschichte III. Berlin 1941. — F. Schneider, Die neueren Anschauungen der deutschen Historiker über die deutsche Kaiserpolitik des Mittelalters und die mit ihr verbundene Ostpolitik. Weimar 1940. — H. v. Srbik, Österreich in der deutschen Geschichte. München 1936. — H. v. Srbik, Zur gesamtdeutschen Geschichtsauffassung. Ein Versuch und sein Schicksal. HZ. 156 (1937). — K. u. M. Uhlirz, Handbuch der Geschichte Österreichs und seiner Nachbarländer Böhmen und Ungarn. 1. Bd. Graz-Wien-Leipzig 1927. — H. Ulmann, Kaiser Maximilian I. 2 Bde. Stuttgart 1884/91. — A. Walther, Die neuere Beurteilung Maximilians I. MIÖG, Bd. 33 (1912).